

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 21

Artikel: Ein Anzug für üble Laune
Autor: Nicolson, Harold / Wagenseil, Hans B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672039>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lichem Gestammel versuchte er, der armen Schwester klarzumachen, dass er sein Menschenmögliches getan habe. Und weiter wisse er auch keinen Rat. Nun müsse sie halt geduldig warten, bis der Einbrecher von selber aus der annexierten Bettstatt steige. Falls er morgen früh noch drinnen liege, könne sie isch ja beim Präsidenten melden. Gute Nacht und auf Wiedersehen!

Damit machte er sich mit Zickzackschritten davon. Und Schwester Kätter blieb nichts mehr übrig als wunderbare Hilfe zu suchen bei höherer Instanz, nachdem die Menschen mitsamt ihrer fragwürdigen Hermandad sie so schmählich im Stich gelassen.

Sie öffnete die Kammertüre abermals, kniete auf ihrer Schwelle nieder und begann mit lauter, kraftvoller Stimme zu beten, der himmlische Vater möge den bösen Kerl wecken und verscheuchen.

Es war ein weithin hallendes Gebet; denn Schwester Käters Stimme war mächtig erstarkt im dreissigjährigen Kommandieren unzähliger Gvatertischüler.

Als ihr aber mitten im Gebet der Faden ausging, hörte sie draussen vor dem offenen Kammerfenster ein unterdrücktes Lachen und Kichern. Verwundert schaute sie auf und sah im Mondlicht drei jugendliche Gestalten auf den Zweigen des Apfelbaumes, der ihrem Kammerfenster gegenüberstand, herunterturnen und ihr mit neckischen Gebärden Kusshändchen zuwerfen und mit gelben Nastüchern winken.

Da wusste sie, was die Uhr geschlagen hatte, und alle Angst fiel von ihr ab. Sie zündete das Licht an und näherte sich furchtlos der Lagerstatt. In den Pföhlen lag ein Strohmann mit Haaren aus Kuder.

Und draussen sangen die Nachtbuben:

«O, o, o,
der Räuber ist aus Stroh!
O, o, o,
nun ist die Kätter froh!»

Froh? Gewiss — aber zugleich auch fürchterlich erbost. Wütend schmiss sie den Bölimann aus dem Fenster, Hosen und Schuhe hintendrein — dann knallte sie zornig die Läden zu — und zuletzt zog sie mit gespreizten Fingern das Bett frisch an. Nach ihrer Ansicht war das bitternötig, auch wenn nur ein strohernes Mannsbild darin gelegen hatte.

Das war Schwester Käters erste und letzte Bundesfeier.

Harold Nicolson

E I N A N Z U G F Ü R Ü B L E L A U N E

Von Herbert Spencer wird berichtet, er habe einen besonders für ihn angefertigten Anzug besessen, den er nur anzog, wenn er gereizter Stimmung war — manchmal jedoch trug er ihn Wochen hindurch ununterbrochen. Er war aus einem Stück, und zwar aus Jägerflanell, hergestellt. Spencer schlüpfte, in der Mitte beginnend, in ihn hinein, worauf er seine ärgerlichen Beine in das untere Teil hineinstiess, als ziehe er Bettstrümpfe an, und den Kopf durch das Oberteil wie durch ein Badetrikot hindurchzwängte. Die Vorderseite hinunter war eine Vorrichtung angebracht, um das Ganze zuzuschnüren. Heutzutage bestünde diese Vorrichtung aus einem Reissverschluss. Hineinging's und dann — zip! — und man wäre angezogen, ohne grössere Mühe, als es das Schliessen eines Tabakbeutels macht. Am Abend würde man das Verfahren in umgekehrter Reihenfolge erledigen und rasch ins Bett fallen, wie eine von ihrer Schale befreite Banane.

Es ist klar, ein solches Verfahren wäre nervenberuhigend. Aber es wäre nicht kleidsam. Die Mitglieder von Herbert Spencers Haushalt waren eingeschüchtert, beugten sich mit zitternden Lökchen über ihren Teller, wenn sie ihn in der von ihnen als «Ueble-Laune-Kostüm» bezeichneten Bekleidung herunterkommen sahen.

Spencer war ein ebenso eigensinniger wie selbstherrlicher Mann. Immer noch in seinem Ueble-Laune-Kostüm machte er seine tägliche Ausfahrt die Londoner Bond-Street hinunter zum St. James-Park. Er wurde immer wütender, wie die Leute den an einem Septembermorgen gleich einem Peary oder Cook eingemummten alten Mann anstarren. Das Ueble-Laune-Kostüm hörte auf, nervenberuhigend zu wirken, wurde zu einem Nessushemd, das seinen Träger quälte. Spencer liess anhalten und befuhrte seinen Puls, eine grosse goldene Uhr in der geäderten, knochigen Hand. Sein Puls schlug rasch an diesem Morgen, also fuhr der

Wagen die Bond Street zurück, klapp, klapp, klapp machte der Einspänner, und ein ungehalterner Philosoph wurde nach Park Terrace zurückbefördert. Sodann sass er droben in seiner Hülle der Uebellaunigkeit, zu verärgert, um zum Mittagessen herunterzukommen. Und am nächsten Morgen zog er einen hübschen grauen Tuchanzug an und war wieder er — heiter und launisch. Diese Tatsachen sind historisch, und doch hat man noch keine Lehre daraus gezogen. Warum versagte der von Herbert Spencer erfundene Jägeranzug darin, seine Nerven zu beruhigen, wenn er ihn angezogen hatte? Warum hat ihn sein «Ueble-Laune-Kostüm» nur noch übellauniger gemacht?

Carlyle, der viel schwülstigen Unsinn über die Philosophie der Bekleidung geschrieben hat, leistet keinen Beitrag zu diesem Problem. Aber das Problem war als solches schon vor Spencer vorhanden und besteht nach seinem Tode weiter. Es ist das Problem, wie Bequemlichkeit mit Anstand und Geschmack zu vereinen sind.

Schon andere Leute haben zu ihrer Zeit seltsame Kleidung getragen. Als Lord Byron zur Befreiung Griechenlands aufbrach, entwarf er für sich eine Husarenuniform aus grünem Stoff mit weissen Verschnürungen und Besätzen. Als Krönung dieser anspruchsvollen Jacke wollte er einen riesigen Helm mit einem Rosshaarbusch tragen, von der Art, wie man sie bei heroischen Darstellungen der Belagerung Trojas sieht. Aber die Leute lachten über diese Kopfbedeckung, und Byron legte sie wieder zurück in ihre rosa Hutschachtel. Man kann sie noch heute in seinem Schlafzimmer in Newstead besichtigen.

Leigh Hunt wiederum zog sich, als er bereits über sechzig war, wie der kleine Lord Fauntleroy an. Allerdings wurde Leigh Hunt in seinem späteren Leben überhaupt recht sonderbar. Und Lord Salisbury, der Herzog von Westminster, Lord Beaconsfield sowie auch der letzte Lord Astor waren jeder entweder schmuddelig oder wunderlich. Sie alle beschäftigten sich mit ihrer Kleidung. Es muss Augenblicke gegeben haben, wo Lord Salisbury in Hemdärmeln in der Arlington Street stand, während beflissene Schneider ihm Mass nahmen. Es muss Augenblicke gegeben haben, da ähnliche Schneider nach Cliveden oder nach Hever beordert wurden und an Lord Astor das Gerüst jenes schmucken Alpakawollejacketts festnadelten, in denen er, nebst gestärktem Hemd und Schleife, majestatisch in seinen italienischen Gärten zu lustwandeln pflegte.

Es schmerzt ein wenig, sich unsere Helden in solchen Augenblicken auszumalen. Nicht nur ist es peinlich, sich solche bedeutenden und wichtigen Persönlichkeiten vorzustellen, wie sie sich dem Herumfingern und Abgreifen von Menschen unterwerfen, die — man wird mir verzeihen, wenn ich das sage — keine sehr romantische Vorstellung wachrufen. Nicht nur ist es unerfreulich, sie sich vorzustellen, wie sie dort stehen, sich auf Geheiss umdrehen, die Armee hochheben wie Hanswurste («Ein bisschen höher, Euer Lordschaft, wenn ich bitten darf — 49,3, Herr Smith!» «49,3», wiederholt der dienstbeflissene Smith, während er in sein Notizbuch kritzelt); es ist nicht nur erniedrigend, sich auszudenken, wie ein einfacher Schneider die Kreidestrüche auf Rücken von Staatsmännern macht, die vom Gewicht der halben Welt gebeugt sind. Nein, der hervorgerufene Eindruck ist tiefer als jeder Schmerz, den das Bild des Mächtigen in der Erniedrigung hervorruft, es ist ein Eindruck, dessen ganze Schmerzlichkeit daher kommt, weil wir uns bewusst werden, dass auch die Höchsten unter uns zwei Knöpfe hinten am Frack tragen. Warum tun wir derlei? Beide genannten Knöpfe sind zwecklos. Und dennoch würde sogar der Freiestdenkende unter uns diese beiden Knöpfe vermissen, wenn sie nicht da wären.

Das mag hingehen für die Eleganten und Schlanken. Ihre Gestalten passen zum Schnitt ihrer Anzüge, ihre Westen sitzen leicht auf ihren zurückweichenden Leibern. Munter und adrett stehen sie am Morgen auf, munter und adrett schlüpfen sie abends in ihren seidenen Pyjama. Knöpfe sind für sie lediglich ein schmückendes Beiwerk der Linie, nur eine Unterbrechung der Einförmigkeit dessen, was andere zu rechtwinklig erscheinen würde. Ein Knopf mehr, einer weniger, was macht das denen aus, deren Körper in ihren Kleidern, nicht durch sie verhüllt wird? Nur für diejenigen, denen Knöpfe Dinge bedeuten, die dazu angetan sind, abzuspringen und aufzubersten, nämlich für Männer, die zwar noch jung in ihren Gefühlen, doch nicht mehr schlank von Gestalt sind, nimmt die Kleiderfrage das Ausmass eines tiefen menschlichen Dramas an.

(Uebertragen von Hans B. Wagenseil)

Zu frei sein ist nicht gut; alles zu haben, was nötig ist, ist nicht gut

Blaise Pascal